

Illustriertes Sonntags-Blatt.

Wochenbeilage zum „Erzähler vom Westerwald“.

Nr. 10

Samstag, den 5. März

1916

Der rote Schmetterling.

Roman von Matthias Blank.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten)

Der hagere, unscheinbare Mann nahm sogleich das Wort. „Ja, der bin ich! Seit zwölf Jahren arbeite ich schon für das Straßenbauamt.“

„Wie fanden Sie diesen Zeugen?“ forschte der Staatsanwalt, worauf wiederum Fred Farland Antwort gab:

„Ich hatte meine Nachforschungen in der ganzen Umgebung der Villa angestellt; dabei hatte ich erfahren, daß um die Zeit des Mordes Arbeiter des städtischen Straßenbauamtes auf der Straße waren; ich suchte diese ausfindig zu machen; dabei fand ich Mengerlein. Was er weiß, wird er Ihnen selbst erzählen.“

Jetzt richtete der Staatsanwalt seine Fragen an den Arbeiter:

„Was wissen Sie nun?“

„Ich arbeitete vor der Villa Löwenberg. Es war am Dienstag. Und gegen fünf Uhr, ich kann die Zeit nicht mehr genau angeben, kam aus der Villa eine Dame, die eine Reisehandtasche trug und die sehr eilig fortging. Ich dachte mir noch, sie werde wohl den Zug nicht veräumen wollen. Der Herr hat mir nun ein Bild gezeigt, indem ich die Dame mit der Reisehandtasche sofort wieder erkannte.“

„War es diese Frau hier?“

Der Staatsanwalt zeigte das Bild der Frau Erna Löwenberg.

„Ja! Die war es!“

Kopfschüttelnd wandte sich Doktor Kummel an Fred Farland:

„Was soll das beweisen?“

„Geduld, der Zeuge weiß noch mehr.“

„Freilich! Ich hatte damals noch keine zehn Minuten weiter gearbeitet, als aus der gleichen Villa schon wieder eine andere Dame gerannt kam, die ein strohgelbes Haar hatte. Sie schien ganz verwirrt zu sein, denn sie lief erst nach der einen Seite des Goetheplatzes zu, kehrte dann hastig um und rannte nach der entgegengesetzten. Ich dachte mir noch, sie werde auch nicht viel zu veräumen haben. Dann sah und hörte ich nichts mehr, bis wir um sechs Uhr die Arbeit einstellten und fortgingen.“

„Können Sie uns von der zweiten Frauensperson eine noch etwas genauere Beschreibung geben?“ fragt der Staatsanwalt weiter.

Und die Beschreibung, die der Zeuge darauf gab, stimmte in allen Einzelheiten mit der Person überein, die sich um halb fünf Uhr bei Manfred Löwenberg gemeldet hatte und die von einer anderen Zeugin als Ida Hartmann wiedererkannt worden war.

„Sie sahen also sonst niemand in die Villa gehen und aus dieser wieder herauskommen?“ fragte Doktor Kummel.

„Nein!“

„Aber das können Sie auch beides, daß die zweite mit dem hellblonden Haar und den blauen Augen erst viel später nach der mit der Reisehandtasche aus der Villa gekommen war?“

„Ja!“

„Warum haben Sie sich nicht früher gemeldet? Sie mußten doch von all den Dingen in der Zeitung gelesen haben.“

„Nein, ich kann nämlich gar nicht lesen. Ich habe wohl da und dort etwas erzählen hören, aber das hatte mich doch zu wenig interessiert.“

Nun meldete sich Fred Farland wiederum:

„Damit dürfte ich meine Aufgabe gelöst haben. Frau Erna Löwenberg hatte die Villa lange vor jener unbekannten Fremden verlassen, die damals wohl noch in Manfreds Löwenbergs Arbeitszimmer war, als dessen Frau schon die Flucht begonnen hatte. Nach der Zeugenaussage war die zweite Person in stärkster Erregung aus der Villa geeilt. Die Eile, die der Zeuge bemerkte, verrät aber, daß sie wohl unmittelbar aus dem Arbeitszimmer Löwenbergs gekommen war. Es konnte also Frau Erna Löwenberg die Mörderin schon deshalb nicht gewesen sein, weil jene andere noch in der Villa und sicherlich auch noch im Arbeitszimmer gewesen war, als Frau Erna schon auf dem Wege nach dem Bahnhofe war. Dieser Beweis entkräftet jede Anklage, so daß ich den bestimmten Antrag stelle, den Haftbefehl gegen Frau Erna Löwenberg nunmehr aufzuheben.“

XVII.

Gans Thorn hatte keine Ruhe mehr gefunden, seit ihn Ida Hartmann fortgewiesen hatte.



Der Held der „Appam“.

Unsere Aufnahme zeigt den Leutnant Hans Berg, den Vorkommandant der Appam, dessen selbstlos kühnes Vorgehen die Bewunderung der ganzen Welt gefunden hat. Hans Berg stammt aus Apenrade in Schleswig-Holstein und gehörte zuvor der deutschen Handelsmarine als Offizier an.

„Geben Sie mir ein!“
Und hinter den beiden schloß sich die Tür wieder.

„Weißt du, wo sie an jenem Abende war?“ Sagte sie dir nichts?

„Mir? Du mußt schon deutlicher werden!“

„Ich meine, weshalb sie jenen Manfred Löwenberg aufgesucht haben könnte? Sie soll es ja gewesen sein, die nach ihm verlangt hatte, ohne ihren Namen angeben zu wollen.“

„Ah! Jetzt kann ich mich daran erinnern! Warum soll es denn gerade Ida gewesen sein?“

„War der Name Löwenberg von ihr nie genannt worden?“

„Nein! Was fragst du so sonderbar? Weißt du etwas?“

Da schloß Hans Thorn erst die Tür.

Und nun erzählte er, was er wußte, von der Beschreibung jener Fremden, die genau auf Ida Hartmann paßte und von all den Einzelheiten, die ihn selbst so ängstlich gemacht hatten. Dann verhehlte er auch seinen Besuch bei Ida nicht, wobei sie ihm jede Antwort verweigert hatte.

Der Ausdruck des Erschreckens und Entsetzens in dem Gesichte Friß Hartmanns wurde immer auffallender. Die Angst schien auch ihn zu verzehren.

„Ja! Ich weiß! Sie mag wohl erschrocken sein, aber ich hatte nicht so sehr darauf geachtet. Aber sie kann doch keinen Mord begangen haben! Nein, nein! Und hundertmal nein! Wenn es ihr bewiesen werden sollte, daß sie bei Manfred Löwenberg gewesen war, so hatte sie ihn noch lange nicht getötet.“

„Das will ich ja auch gerne glauben! Aber wenn sie nur gesprochen hätte, wenn sie nur wenigstens zu dir, als ihren Bruder, Vertrauen gehabt hätte, wenn sie dir mitgeteilt hätte, was sie bei Löwenberg gewollt hat, wenn sie doch schon einmal bei ihm gewesen war.“

„Und ich bleibe dabei: wenn sie wirklich in der Villa war, deshalb ist sie noch keine Mörderin. Ich will

sie selbst noch sprechen. Ich bin ihr Bruder und muß man wohl zu ihr lassen. Mir wird sie es sagen, und das kann nur das eine sein, daß sie das Opfer eines Irrtums geworden ist!“

„Glaube mir, daß keiner darüber glücklicher sein könnte, als ich. Und du wirst es mir dann sofort auch erzählen. Ich werde dann alles tun, alles, damit sie frei wird. Jarland wird alles aufbieten —“

„Ich bringe dir dann selbst Nachricht!“

Und ohne Gruß, in der gleichen Hast, mit der er gekommen, war Friß Hartmann wieder fortgestürzt.

Die Unruhe Hans Thorns aber hatte sich noch mehr gesteigert.

So war nun Ida Hartmann verhaftet worden.

Wie sollte das noch enden?

Ob es Fred Jarland vermochte, aus all dieser Ungewißheit heraus die Lösung des Falles Manfred Löwenberg zu finden? Ob er auch Ida Hartmann aus der Schmach der Untersuchungs-haft zu retten vermochte?

Wenn er Jarland aufsuchte? Der würde ihm wohl einen Rat zu geben vermögen.

Und mit dem Gedanken war auch schon der Entschluß gefaßt. Aber eben als er aus der Tür treten wollte, prallte er mit einer anderen Gestalt zusammen, die anscheinend in sein Zimmer gewollt hatte.

„Verzeihung!“

Mit dieser kurzen Entschuldigung blickte er auf und hatte im gleichen Augenblick auch schon die Gestalt erkannt.

„Sie — Sie kommen zu mir?“

„Ja! Sie dachten wohl nicht daran, daß ich Sie finden würde. Haben Sie Zeit für mich?“



Das Etappenleseheim der Armeegruppe Woyrsch auf Reisen.

„Aber es gab etwas, das stärker war als dieser Wille. Thorn hatte wohl schon die Nachricht erhalten, daß Frau Erna Löwenberg verhaftet worden war. Er hatte dies trotz der Hilfe Fred Jarlands nicht zu verhindern vermocht. Aber er hatte jetzt bei Jarland gar nicht mehr nach dessen Bemühungen und den Ergebnissen gefragt, denn es gab nun etwas anderes, das ihn unablässig quälte.“

Ida Hartmann!

Wie ungerecht hatte er sich doch gegen sie benommen!

Und jenen roten Schmetterling hatte er doch nie geliebt, nie hatte er für diesen das empfunden, was ihn an Ida Hartmann gefesselt hatte.

Und dennoch war er zu Ida Hartmann mit Zweifeln, mit Mängeln gekommen.

Ein bedingungsloses Vertrauen hatte er der einen entgegengebracht, während er an der hatte zweifeln können, der doch seine Liebe gehörte.

Das hatte Ida Hartmann offenbar als tiefe Kränkung empfunden und deshalb hatte sie ihm gar keine Antwort gegeben.

Aber war sie nicht doch in die Löwenbergische Angelegenheit verwickelt? War sie nicht jene Fremde gewesen, die zu Manfred Löwenberg verlangt hatte?

Er wußte keine Antwort!

Was sollte jetzt werden?

Wenn es Fred Jarland wirklich gelingen sollte, die Schuldlosigkeit von Frau Erna Löwenberg zu beweisen, würde er dann nicht gleichzeitig Ida Hartmanns Ankläger werden, nachdem er doch selbst der Auftraggeber Jarlands war.

Und wenn er an Ida Hartmann glauben wollte, mußte er da nicht die andere Idee preisgeben, daß Frau Erna Löwenberg schuldlos war?

So wurde Hans Thorn schließlich an allem irre.

Wenn ihm Ida Hartmann nur ein Wort vergönnt hätte!

Sie aber hat es nicht getan! Er selbst sollte den Schluß suchen.

Aber wie?

Unermüdlich hatte er seine Zimmerpromenade fortgesetzt. Da wurde mit einem Male die Tür in ungestümer Hast aufgerissen, und mit den Anzeichen größter Erregung kam Friß Hartmann hereingestürzt. Er vergaß, die Tür zu schließen, den Hut trug er in der Hand und sein Haar war zerzaust.

„Weißt du schon etwas? Kannst du es denn verstehen?“

„Was? Erkläre dich doch erst.“

„Ida!“

„Was ist mit ihr? Sie hat sich doch kein Leid zugefügt?“

„Und in seiner Sorge hatte Hans Thorn den Arm seines Freundes wie mit eisernen Klammern umspannt.“

„Nein! Aber sie ist soeben verhaftet worden. Verstehst du das?“

„Verhaftet?“ Dabei gab Hans Thorn den Arm des Freundes wieder frei und wich erschreckt ein paar Schritte zurück.

„Ja! Aber das Ungeheuerlichste ahnst du ja nicht, die furchtbare Anklage, die man gegen sie wagt.“

„Was —“

Das Gesicht von Hans Thorn war in diesem Augenblicke aschgrau, als hätte er den letzten Blutstropfen vergossen.

„Sie soll jenen Manfred Löwenberg ermordet haben; in meiner Wohnung waren die Polizeibeamten und haben dort jeden Winkel durchschnüffelt. Ich aber mußte zusehen und durfte nicht hineinfahren, wie ich es gewollt hätte. Ein Wahnsinn ist es ja, an die Möglichkeit nur zu denken. Warum sprichst du nichts? Jene Frau Erna Löwenberg hast du retten wollen, und nun haben sie an deren Stelle Ida verhaftet. Was sagst du dazu?“

„Gewiß! Treten Sie nur ein!“
Und hinter den beiden schloß sich die Türe wieder.

XVIII.

Frau Erna Löwenberg stand in der Zelle, in die sie nach ihrer Ankunft in München eingeliefert worden war. Hier sah sie die schmutzigen graue und feucht aussehenden Wände, die schmalen, umschlossenen den engen Raum. Doch oben war ein quadratisches Fenster, von dem der hereinfallende Sonnenstreifen nicht bis zum Boden drang.

Die Augen der Frau Erna waren von dunkeln Schatten umrandet; um die Mundwinkel hatte sich ein verbitterter Zug eingegraben.

Ihre Gedanken waren mit den unerwarteten Ereignissen dieser letzten Tage beschäftigt.

Sie hatte einmal den Mut besessen, die Freiheit wieder zu suchen, die Fessel, mit der sie Manfred Löwenberg zu halten versucht hatte, abzubrechen; sie war geflohen.

Aber irgend eine unergründliche Schicksalsmacht, die es liebt, mit den Menschen wie mit Puppen zu spielen, hatte den Willen Manfred Löwenbergs über dessen Tod hinaus erfüllt. Der Tote hatte sie zurückgeholt, sogar der Tote hielt sie fest!

Sie wußte nicht, was in dem Arbeitszimmer ihres Gatten vorgefallen war, wie Manfred Löwenberg den Tod gefunden hatte, denn wenn sie davon etwas erfahren hätte, dann hätte sie gar nicht zu fliehen brauchen. So war dessen Tod in der Stunde erfolgt, in der sie den Willen zur Flucht durchgekehrt hatte und wenn der lebende Manfred Löwenberg sie vielleicht nicht zurückzuholen vermocht hätte, dem toten war es gelungen.

Sie wurde seines Mordes angeklagt und hatte keinen Beweis, sie sah keine Möglichkeit, sich von dieser Anklage frei zu machen.

Sie wußte noch genau, welche Worte kurz vor Löwenbergs Tod gefallen waren und wußte auch, daß diese Worte nach der Tat nur im Sinne der Anklage gedeutet werden konnten.

Die Indizien schlossen sich zu einer Kette, die scheinbar lückenlos war.

Das Schicksal liebt es eben, mit Menschen zu spielen, das Schicksal hatte es auch gefügt, daß gerade jener der Ankläger sein sollte, dem sie damals mit den zwei anderen begegnet war, gerade jener von den dreien, dessen Begehrlichkeit sie als etwas Widerliches empfunden hatte, dessen Zumutungen sie mit aller Schroffheit zurückgewiesen. Schon aus diesem Grunde wurde nach ihrer Ansicht die Anklage gegen sie mit besonderer Schärfe vertreten.

Sie hatte es nicht vergessen, wie gerade er es mit Worten hatte fühlen lassen, daß es in seiner Macht stünde, über den Haftbefehl zu entscheiden.

Aber ihr Stolz war trotzdem immer noch so groß, daß sie ihm nicht einmal einen Blick gönnte, in dem er für sich eine Hoffnung hätte sehen können.

Alle ihre Gedanken bewegten sich fortwährend in dem gleichen Kreislauf, immer waren es die gleichen Erwägungen, die gleichen Zweifel, dieselben langen Fragen.

Wie lange sollte die Haft währen?

Glaubte jemand an ihre Schuldblosigkeit?

Würde schließlich nicht auch noch jene Vergangenheit geweckt werden, die Manfred Löwenberg die schreckliche Macht gegeben hatte?

Endlich wurden die Gedanken durch das Klirren von Schlüsseln unterbrochen.

Sollte sie wiederum in irgend ein Bureau geführt und abermals vor Fragen gestellt werden, für die sie keine Antwort wußte?

Die Türe ihres Zellenraumes wurde aufgesperrt und es trat darauf ein Fremder ein, ein Mann, den sie bisher noch nie gesehen hatte. Vor dem Staatsanwalt war sie bereits gewesen, vor dem Ermittlungsrichter und einige Male schon vor dem Kommissär.

Der Zellenwärter mit dem bunten klirrenden Schlüssel in der Hand war distret zurückgetreten.

Der Fremde stellte sich sogleich vor.

„Mein Name ist Fred Jarland. Ich kenne die Anklage, die gegen Sie geführt wird. Es war mir vor mehreren Tagen, als Sie noch gar nicht gefunden waren, als man Ihren Aufenthalt noch gar nicht kannte, bereits der Auftrag gegeben worden, Ihre Interessen zu vertreten, um Sie von der Anklage frei zu bekommen.“

Mit einem wachsendem Erstaunen hatte Frau Erna Löwenberg zugehört.

Wer konnte das gewesen sein? Hatte sie solche Freunde? Die Menschen, die in der Villa Löwenberg als Gäste zu verkehren pflegten, waren nicht so geartet, daß man ihnen eine solche Fürsorge zutrauen konnte.

„Ich hatte die Weisung, ohne Rücksicht auf Kosten die Beweise für Ihre Schuldblosigkeit beizuschaffen!“

„Wer war Ihr Auftraggeber? Glaubte er so an mich, ohne mich selbst vorher darüber zu hören?“

„So muß es wohl gewesen sein. Wenigstens behauptete er es, als ich die entsprechenden Weisungen erhielt.“

„Wer war es?“

Es war nicht ihre erste Frage gewesen, in wieweit der Auftrag erledigt war, ob sie auf eine baldige Freilassung hoffen dürfe, sondern ihr Interesse galt nur dem, der ihr in den Stunden tiefster und schwerster Heimsuchung ein solcher Freund gewesen war.

„Hans Thorn.“

Frau Erna Löwenberg schüttelte langsam den Kopf; sie hatte diesen Namen nie gehört.

„Wer ist es? Ich kenne ihn nicht.“

Fred Jarland hatte an Staatsanwalt Doktor Rummel nur deshalb das Verlangen gestellt, Frau Erna Löwenberg selbst die Nachricht ihrer erreichten Freilassung bringen zu dürfen, um dabei die Fäden zu erraten, die Hans Thorn mit dieser Frau verbanden; denn er konnte es nicht glauben, daß diesem Frau Erna Löwenberg wie eine Fremde sei, die er nur einmal gesehen.

Nun bestätigte die Antwort dieser Frau diese Tatsache.

„Aber Sie müssen ihn doch kennen!“

„Nein!“

„Warum sollte er dann sein Geld für Sie opfern? Wie kommt er dazu, an Ihre Schuldblosigkeit bedingungslos zu glauben?“

„Ich verstehe es nicht! Ich habe den Namen nie gehört. Sagte er, daß Sie mir seinen Namen nennen dürfen?“

„Darüber machte er gar keine Bemerkung; er schien vielleicht vorauszusetzen, daß Sie seinen Namen gar nicht kennen würden.“

„Aber warum tat er es dann?“

„Weil Sie sich selbst vielleicht gegen eine derartige Klage gar nicht würden schützen können. In diesem Sinne sprach er sich aus.“

Wiederum schüttelte sie den Kopf.

„Ich weiß nicht, wer es sein könnte.“

„Jedenfalls aber hatte sich sein Vertrauen in Ihre Schuldblosigkeit nicht getäuscht.“

„Wieso?“

„Ich vermochte einen Zeugen zu finden, der genau erklären konnte, daß jene Unbekannte, die sich bei dem Ermordeten unter Verweigerung ihres Namens gemeldet hatte, erst zehn Minuten nach Ihnen die Villa verlassen hat. Damit habe ich den Nachweis erbracht, daß Sie mit Ihrem Gatten gar nicht zusammengetroffen sein können. Ihre Freilassung wird soeben angeordnet.“

„Frei! Also doch noch! Der entsetzliche, ungeheure Verdacht ist von mir genommen?“

„Ja!“

„Und nur diesem Hans Thorn verdanke ich es, dessen Namen ich nie gehört habe!“

„Ja!“

„Und wann werde ich frei sein?“



Jahrbare Kriegsblüherei für unsere Geldgrauen.

Die neue Braut!

Erzählung von Friedrich Franz Goldau.

(Nachdruck verboten.)

Heimaturlaub! — Wie das in die Seele schnitt. Der Kanonier Eichhorst wußte nicht, ob er vor Freude jubeln oder weinen sollte. Endlich war die Reihe auch an ihn gekommen. Nach zwölf Monaten Geschützdonner sollte er in die Heimat dürfen? Es war ja kaum glaublich. Vor acht Wochen hatte der Vorgesetzte ihn zum Urlaub vorgeschlagen und er war damals schon bewilligt worden, aber es war trotzdem daraus nichts geworden, denn die Herren Franzosen eröffneten an jenem Tage ein rasendes Feuer auf die deutsche Batteriestellung — und Eichhorst mußte bleiben.

Und nun gab's endlich doch Heimaturlaub; endlich kam er für ein paar Tage aus dem ununterbrochenen Knallen und Krachen heraus. Vor der Batterie zogen sich die Schützengräben der Infanterie lang hin mit der dahinter liegenden feindlichen Stellung und hinter der Batteriestellung hatte die schwere Artillerie abgeprobt. Das war eine Musik. — Donnerwetter. Dieser Choral ließ sich wohl hören und erleben, aber schreiben? — So etwas hatte sich auch der Kanonier Eichhorst unter einem Kriege nicht vorgestellt.

Heimaturlaub! — Der Feldgrau ging in den Unterstand.

„Na, Eichhorst, was haben Sie denn, Kamerad? Sie machen ein Gesicht wie der Vollmond, den Frau Sonne auf die Nase küßt.“

„Heimaturlaub, Herr Heinzmann!“ erhielt der Frager zur Antwort.

Der Einjährige Heinzmann sprang von der Munitionskiste auf.

„Urlaub? — Donnerwetter. Sie haben Duse! gehabt. Gratuliere, Kamerad. Wohin geht's denn?“

„So'n Stückchen rheinaufwärts, Herr Kamerad? — In der Heimat, in der Heimat...!“

Der ruhige Kanonier war außer sich und sang den ersten Vers des bekannten Liebes in einem so bewegten Rhythmus, daß dem Einjährigen die Tränen in die Augen traten.

„Rheinaufwärts, Kamerad?“ fragte er. „Wohin denn da? — Ach so, richtig, es geht zu dem Städtchen, wo diese Knallbinger fabriziert werden? Ja? — Na, das grüßen Sie mir bitte recht schön; auch Ihre liebe kleine Braut. Sie haben mir ja so viel von dem kleinen Ding erzählt. Wird die sich freuen. Aber dann grüßen Sie mir bitte auch vor allen Dingen meine liebe, alte Frau Mama. Hier haben Sie die Adresse. Sie wird Ihnen hoffentlich ein kleines Paketchen mitgeben. Wenn's Ihre Zeit erlaubt, dann sprechen Sie doch bitte bei dem alten Kastellan im Gymnasium vor. Er könnte den Herren Penälern ein bißchen auf die Pelle rücken, damit sie ihre überflüssige Lektüre ins Feld schicken. Man wird von dem ewigen Knallen so dämlich, wie'n durchgefallener Sextaner.“

Kanonier Eichhorst hatte bestätigend genickt. Er fuhr mit der rauhen Hand über die von Lehmstößen prangenden Hoseneine.

„Befehl, Herr Kamerad!“ sagte er, als Heinzmann geendet hatte.

„Lassen Sie den Dreck nur ruhig dran, Kamerad. Die Kleine wird Sie auch in dieser Gesellschaftsgarderobe empfangen. Vergessen Sie die Grüsse nicht.“

„Werd's besorgen. Leben Sie wohl, Herr Kamerad!“ Sie reichten sich die Hände und sahen sich einen Augenblick fest ins Auge. Dann ging der Kanonier hinaus.



Der österreichische Thronfolger während seines Besuches an der Isonzo-Front.
Abschreiten der Ehrenkompanie.

Er eilte mit raschen Schritten durch die zertrümmerten Gassen. Einzelne Trümmer qualmten noch. Bäume und Dachsparren lagen im wüsten Chaos durcheinander. Eine liederliche Madame in zerlumpten Kleidern winkte ihm nach. Er beachtete sie nicht. Sein Herz schlug nach der Heimat und der Braut im Ruhrtale. —

Die Fahrt dünte ihm ein Stück der großen Ewigkeit. Das von Sehnsucht gequälte Herz zählte den Schlag der Sekunden. Die Räder des Wagens drehten sich in rasendem Tempo um die Achse, aber der Zug schien dem Kanonier nicht voranzukommen und flog doch so schnell an die Telegraphenmasten vorüber, daß ein anderer Reisender, den der gleiche Zug zu dem Orte eines unangenehmen Renkontres brachte, das rasende Tempo im Innern zum Tausel wünschte. Der Kanonier atmete erleichtert auf, als der Zug in die Bahnhofshalle des Heimatortes brauste.

Heimat! Tränen traten ihm in die Augen. Die Seele klang in höheren Akkorden und weinte heiße, unsichtbare Tränen. Endlich daheim. Dieses Wiedersehen kennt nur der Krieger, der von tausend Gefahren umgeben, die Heimat als sein heiligstes Besitztum neben seinem Herrgott im Herzen trägt. — Wie würde die kleine Braut mit den im Radius aufgesteckten blonden Zöpfchen ihn empfangen? Würde sie, die elternlose, ihn, den früh verwaiseten und draußen zu einem ersten Mann gereiften Jüngling in seiner fremden Kleidung und mit seinem Vollbarte wiedererkennen? Ueber acht Wochen hatte er von der Liebsten nichts mehr gehört. Ob sie wieder krank war, die liebe Kleine? Er zitterte bei dem Gedanken daran. Daß er früher nicht darauf gekommen war. Krankheit und Tod waren ihm Dinge, die er nur im Felde zu finden glaubte, aber daheim regierte der Scharlachfieber nicht.

Das Häuschen seiner Braut lag in einem reizenden von niederen Höhenzügen eingeschlossenen Tale an dem ruhig dahingleitenden Silberbande der Ruhr. — Tiefe Stille herrschte dort. Der Feuerball warf einen rotglühenden breiten Strahl in den Strom. — Die Näherin hatte dieses stille Häuschen ihrer Gesundheit wegen be-

zogen. — Eichhorst blieb einen Augenblick an der von beiden Seiten mit Efeuranken überwucherten Tür stehen. Kinderstimmen schallten ihm entgegen. — Der Soldat lauschte. — Er hatte sich nicht getäuscht. Zwischen den Kinderstimmen vernahm er eine sanfte Frauenstimme. Er trat einen Schritt zurück und besah das niedrige Häuschen genau. Daran hatte sich nichts verändert; nur der Efeu war dichter geworden und die kleinen Fenster hatten weiße Gardinen. Als er hinauszog, waren sie orangefarbig gewesen. Sonst hatte sich nichts geändert. — Der Weidenstrauch in der Säbelskoppel, den er im Operationsgebiete gepflückt hatte, ließ die Blütenkrone weh herunterhängen. Mit einem raschen Griffe öffnete der Feldgrau die Tür und trat ein.

Das Zimmer war wie einst. Die alte Nähmaschine stand noch unter dem Fenstersims. Sie war mit einem dunklen Tuche verdeckt. Auch der alte, rindlederne Sessel stand an seinem Platz neben der Maschine. Darin hatte er im Frieden gesessen und seiner kleinen Trude ein Liedchen zur Zither gesungen. — Zwei kleine Kinder kamen auf ihn zugeeilt, ein Bub und ein Mädchen.

„Papa, Papa!“ Die Kleinen umflammerten die Knie des Soldaten. „Papa, Papa!“ riefen sie wieder. Der Soldat wußte nicht, wie ihm geschah. Im Augenblick war er nicht imstande, einen klaren Gedanken zu fassen.

die weitergebräunte Wange.
Er lacht leise. — Die kleinen Bähnen waren kaum zu verspüren.

In diesem Augenblicke erhob sich eine vergrämte Frau von der Ofenbank. Sie trug ein schwarzes, glatt herabfallendes Kleid und mochte kaum 30 Frühlingsjahren gehört haben. Ihre Wangen waren bleich und zeigten deutlich Spuren vergossener Tränen.

Eichhorst klappte zusammen wie ein Taschenmesser. Jetzt erst kam ihm zum Bewußtsein, daß er ein fremdes Kind auf dem Arme trug. Es hatte trampfhaft die jungen Ärmchen um „Papas“ Hals geschlungen und das Gesichtchen an die rauhe Kriegerwange geschmiegt, und das Mädchen kletterte an den steifen, grauen Hosenbeinen herum, ohne auf den Arm des „Papas“ zu gelangen.

„Entschuldigen Sie, bitte!“ — sagte er, sich an die bleiche Frau wendend, „Ihr kleiner Bube hält mich für seinen Papa. Sehen Sie, wie er sich freut, der kleine Kerl. — Aber — Sie sind wohl bei Fräulein Erlen, meiner Braut, zu Besuch?“

Die bleiche Frau wurde um eine Nuance bleicher. Sie sah den Frager mit großen, klaren Augen an und wußte ihm scheinbar keine Antwort zu geben.

„Wo befindet sich Trude?“ fragte er, als ihm keine Antwort wurde.

„Sind Sie der Kanonier Eichhorst?“ — Sie sprach es mit vibrierender Stimme.

„Ja, der bin ich. Ich komme direkt aus dem Felde. Sehen Sie, der Lehm hängt noch in den Hocklöchern und das Koppel war ehemals schwarz — nun das macht nichts. Ich wäre selbst im Hemde nach Hause gekommen. Draußen verwehnt man sich nicht. Und, Trude, — ist sie zu Hause? — Ich will das kleine Ding überraschen.“

Die Frau senkte ihren Blick zur Erde. Zwei blinkende Perlen hingen an den langen dunklen Wimpern.

„O, Gott, was soll ich Ihnen sagen?“ — entrang es sich ihrer Brust.

„Sie suchen die Trude?“ — Ja, ich wußte, daß Sie kommen würden.“

„Sie erschrecken mich!“ hauchte er ahnungsvoll. Er setzte den kleinen Buben auf die Erde, der sich zu dem Schwesterchen wandte. Beide eilten zu der bleichen Frau.

„Bitte, wissen Sie etwas? — Wohnt meine Braut hier nicht mehr?“

„Nein, Herr, sie wohnt hier nicht mehr!“ schluchzte die Frau.

„O, Gott, dieser Tag!“

Das Ahnen in der Brust des Kriegers rang mit einer furchtbaren Gewissheit.

„Ist sie krank? Bitte, reden Sie!“ — Seine Stimme bebte.

„Nein, Herr, sie ist nicht krank. Sie war krank. Das böse Fieber und die Sehnsucht nach Ihnen, o Gott, muß ich's Ihnen sagen?“ —

Der Mann ergriff eine Hand der fremden Frau. Seine Züge waren hart. Aus den Augen sprach die Erwartung einer furchtbaren Offenbarung.

„Sie ist tot, Herr!“

„Tot? Allmächtiger! Es ist nicht möglich!“

Ein Blitzschlag hatte die Eiche zerschmettert. Der Mann sank in den Sessel. Heute sang die Zither nicht. Die Saiten waren zerrissen. Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust. Die Zähne knirschten vor Schmerz. Der Balsamquell der Tränen versagte. Der tiefste Schmerz ist tränenlos. Nach einer Weile hatte er sich etwas gefaßt.

Jetzt brach der warme Strom aus den dunklen Männeraugen. Er, der dem Tode in hundertfacher Gestalt ins Auge gesehen hatte, weinte wie ein Kind.

das gute Mädchen gediegt, ich hatte es so gerne, das müde Kind, aber der Tod fragt nicht.“

Herrmann Eichhorst rüttelte sich gewaltsam auf. Der Tränenquell war versiegt und hatte einem tiefen erhabenen Ernst Platz gemacht.

„Vor zwei Monaten?“ wiederholte er. „Allmächtiger, sie ta n n ja nicht tot sein. Es ist unmöglich.“

„Ja, Herr, es war ihr letzter Brief — ihr letzter, sie schlief darüber ein. Ich habe den Brief zur Post getragen. Ich hatte nicht den Mut, Ihnen von Trudes Tod zu schreiben. Sie kämpfen dort für Ihr Glück und wenn Sie gehört hätten, daß ... Nein! Nein! Ich konnte es Ihnen nicht schreiben.“

Der letzte Brief stand ihm in Flammenzeichen vor der Seele. „Mir geht es gut, möge der Himmel auch dich beschützen, Herrmann.“

Ich bete für dich.“

Jetzt betete sie dort oben für ihn.

Eine Träne aus den Augen der bleichen Frau fiel brennend heiß auf seine Hand.

„Herr, auch ich habe alles verloren“ — schrie sie auf — „meinen Gatten und — die liebe Freundin —“

Sie brach ab. Die Stimme versagte in einem erschütternden Schluchzen. Die schwarze Frau schien die qualvollen vergangen Tage noch einmal zu durchleben.

„Laßt mir der Tränen Balsamquell Daß er mich trösten kann.“

Das reine Glück entstoh zu schnell, Der Tote war mein Mann.“ —

Sie wuschte sich mit einem feinen Watistuchlein die Tränen aus den Augen.

„Nun konnte ich nicht mehr länger schweigen“, sagte sie nach einer Weile. „Im nächsten Briefe wollte ich Ihnen die Wahrheit schreiben. Gott hat Sie nun selbst hergeschickt und mir das Schwerste erspart. Es war so schon schwer genug.“

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte!“ — Er drückte dankbar die Hand der Frau. „Die Nachricht hätte mich dort nicht treffen dürfen. Wir kämpfen für das Beste: die Heimat und die Liebe. Könnte ich ohne dieses Besitztum, ohne die Gewiss-

heit mit meinem Blute das Beste zu schützen, dem Tode so mutig ins Auge sehen? — Ich weiß es nicht!“ Und Sie haben auch Ihr Liebste, den Gatten verloren?“

„Ja, Herr! So ist es. Er stand an Ihrem Geschüß. Er schrieb es mir oft. Durch seine Briefe und Trudes Liebe zu Ihnen lernte ich Sie kennen. Ja, ich hatte einen teuren Gatten. Er fiel in den ersten Tagen.“

Das war ein neuer Donnerschlag für den Kanonier. „Mein Freund, mein Kamrad Weiß war Ihr Mann?“ — Sie nickte stumm. Dann trat wieder Totenstille ein. Ein mattgoldener Schein fiel durch die weißen Gardinen. War es ein Hoffnungsstern, der den beiden Trauernden schien, oder sandte die Sonne den armen Herzen ihren Abschiedsgruß?“

Diesmal war es das kleine Mädchen, das auf den Schoß des Kriegers kletterte und dem „Papa“ die rauhen Wangen streichelte. Er liebte das Kind des gefallenen Kameraden und vergaß für Augenblicke den eigenen brennenden Schmerz über die gestorbene Braut.

Der kurze Urlaub war schnell zur Reize gegangen. Der Krieger und die bleiche Frau standen an Trudes Hügel.

Die einzige Pflanze auf den braunen Schollen war ein verwelkter Weidenstrauch, in dem einige wie Tautröpfchen schimmernde flüssige Edelsteine ruhten.

„Komm, wir wollen gehen. Laß die Toten ruhen. Sie wissen mehr als wir und tauschen mit unserem Lese nicht!“



Dom serbischen Kriegsschauplatz:
Das Siegesdenkmal in Krusevatz im Schmuck unserer Vierverbündeten.

gebungen der Soldatenlieder seit der
Landsknechtszeit bis in die Gegenwart.

Der Feldgrau hob den Buben auf den Arm und die bleiche
Frau reichte dem kleinen Mädchen die Hand.

Der graue Held gab dem Vaterlande alles, was er besaß:
Herz und Blut und er zog freudig hinaus mit einem strahlenden
Edelstein in der Brust; o selbstlose Liebe!

Kann sich das Vaterland vieler solcher Männer rühmen
auch unter denen, die daheim sind? — Der ewige Vater der
Witwen und Waisen kennt seine Wege!

Deutsche Kriegs- und Soldatenlieder seit der Landsknechtszeit bis in die Gegenwart.

(Fortf.) Von L. S. (Nachdr. verb.)

Soldatentod ist ein Tod der Ehren!
„Ich sag' ohn' Spott, kein schöner Tod ist in der Welt, als
man so fällt auf grüner
Feld' ohn' Klag' und
Leid! Mit Trommeln-
klang und Pfeifengefang
wird man begraben,
davon tut haben
unsterblichen Ruhm.“
hat es schon der Lands-
knecht gehalten. Er
wünscht auf dem
Schlachtfelde zu fallen;
denn „da stirbt er in
aller Ehr'n,“ während
es ihm sonst vielleicht
geschehen könnte, daß
er für seine Ränereien
am Galgen endet. Sein
Gewissen, gar oft be-
fleckt durch seinen wü-
sten Lebenswandel,
wird „versüßt durch den
Tod auf grünem Plan.“
Der Tod in der Voll-
kraft seiner Jahre im Ge-
donner der Kartäunen
ist ihm auch deshalb so
willkommen, weil er
alle Sorgen für das
Alter und für die
Dienstunfähigkeit durch
Unfall von ihm ab-
nimmt.

Den Tod in Ehren
bedeutet der Tod auf
dem Schlachtfelde
sicherlich für den Sol-
daten aus der Armee
des Großen Friedrich.
Er muß

„Ohne Wanken dem Tod ins Auge sehen,
Wenn er als Krieger will bestehen
In des großen Friedrichs Heer...“

Außerordentlich stark beherrscht das Motiv des Heldentodes
besonders das Soldatenlied der Freiheitskriege. Begeistert ruft
der Dichter zum Kampfe auf: „und wie auch die Vögel fallen,
so woll' wir doch zur ew'gen Nacht glorreich hinüber wallen!“
Eruft Moritz singt:

„Wir wollen heute Mann für Mann
Zum Heldentode uns mahnen.“
Und so erfüllte es begeistert das Heer.

„Tod in Ehr' ist deutsche Sitt!“
so hält es auch der deutsche Soldat im Weltkrieg; und weil „auf
Mühen Ehren blühen, gehn wir mit, alle mit!“

Unsere Musketiere singen begeistert: „Siegreich woll'n wir
Frankreich schlagen, sterben als ein tapfrer Held.“

Dem im Kampfe Gefallenen bereiten die Kameraden ein
ehrenvolles Grab. Dem Landsknecht ist der „Bummerleintum“,
der über seinem Grabe geschossen wird, „neunmal lieber als aller
Pfaffen Gebrumm“. Immer wieder lehren im Soldatenliede
die drei Salven als Abschiedsgruß an den gefallenem Helden:

„Wer aber in der Schlacht
Frei vor dem Feind gefallen,
Dem wird sein Grab gemacht,

Drei Salven drein erschallen.
Viel Ehr' hat er, er stirbt als Held.“
So war es schon in der Landsknechtszeit. In ähnl her
Weise berichtet der Soldat der friderizianischen Zeit:
„Wenn ich gestorben bin,
So tut man mich begraben
Mit Trommeln und mit Spiel,
Wie's die Soldaten haben.
Drei Salven gibt man mir ins Grab hinein,
Das ist Soldatenmanier!“

So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.
„Ist einer gefallen und vom Pferde gestürzt,
Et, so tun wir ihn begraben.
Drei Schuß für seine Tapfer-Tapferkeit
Die gibt man ihm ins Grab zu gleicher Zeit.“

So lautet die Strophe eines jüngst entstandenen Soldaten-
liedes.

Für Recht und Gerechtigkeit, für die Freiheit geht der Soldat
in den Tod. Es ist eine andere Freiheit als die persönliche, die
der Landsknecht so außerordentlich schätzt. Zwar „waget auch
er sich für die Freiheit mit dem Schwerte in „die größte Gefahr“
im Kampfe „für die deutsche Nation,“ zwar weiß auch er schon,
daß „wer Tyranny geübrigt will leben, er seines Lebens sich
freihwillig vorbegeben“ muß, aber dieses Motiv tritt im allgemeinen
für ihn doch in den Hintergrund. Unweit stärker wird es betont
im Soldatenliede aus
der Zeit des Großen
Friedrich:

„Nedlich ist der deutsche
Mann,
Der für Freiheitstreiten
kann,
Mutig ziehn wir ins
Gefecht;

Denn wir Preußen
haben recht.“
Fällt dann der Sol-
dat, so stirbt er gern
für Recht und Freiheit.

Die gerechte Sache,
der Kampf und Tod
für deutsche Freiheit,
muß natürlich den
stärksten Ausdruck fin-
den im Liede aus der
Zeit der Freiheits-
kriege. Da durch-
braust es das deutsche
Land:

„Frisch auf, Kamera-
den, aufs Pferd, aufs
Pferd,
Ins Feld, in die Frei-
heit gezogen.“

Da heißt es, „der
beste Schild der Heere
heißt Vaterland und
Recht.“ „Freiheit
klingt als schönste Lo-
sung in das Feld.“

Für Freiheit und
Recht zogen auch jetzt
unsere Söhne, Brüder,

Gatten und Väter hinaus in die blutige Schlacht.
„Wir wollten den Frieden, wir wollten das Recht,
Ihr habt es nicht gelitten,
schleudern wir den Feinden entgegen. Da heißt die Parole:
„Ran an den Feind!“ denn

„Wie in alter Zeit wollen wir würdig streiten
Für die Gerechtigkeit.“

Sie erbitten sich den Tod, eh' daß die Freiheit untergehen
möchte, die Freiheit unseres Vaterlandes. So erhält der Soldaten-
tod seine höchste Weihe dadurch, daß er zum Opfertode wird fürs
Vaterland. Er ist dann der höchste Ausdruck der Vater-
landsliebe, die sich in den Soldatenliedern so oft kundtut.

Selten nur erst offenbart sie sich naturgemäß im Lands-
knechtsliede. Der Landsknecht besitzt kein Nationalbewußtsein.
Er „durchzucht alle Land,“ sicht bald für den „König auf Schwe-
denlande“, bald für den „edlen Franzosen,“ bald gegen den
Polenkönig gegen die Türken, bald allerdings auch unter Fremds-
berg als deutscher Landsknecht gegen den König aus Frankreich.
Er betrachtet eben, wie bereits früher hervorgehoben wurde, den
Soldatenstand als Erwerbsquelle. Und doch tritt das vater-
ländische Moment in den Liedern bereits hier und da zutage.

Da fühlen sich die „frummen, teutschen Landsknecht“ be-
rufen, als Streiter zu kämpfen für die „deutsche Nation“. Es
hat in jener Zeit doch wohl „mancher Held fromm und gute zu-
geseht Leib und Blute dem Vaterland zugute.“



Serbische Flüchtlinge warten auf der Bahnhofskommandantur auf die Ausgabe der Fahrkarten,
um in die Heimat zurückbefördert zu werden.

Der Predigant hat den Knecht an den Arm und die bleiche Frau reich dem kleinen Mädchen die Hand.
"Ich werde dir ein Väterlein und den Knecht ein Väterlein, wenn ich wiederkomme. Traube nimmt's mit nicht böß, sie freut sich dessen und mein lieber Knecht — er geht mit gewiß nicht, er ist verbunden und ich werde wiederkommen dann ich."

Die gleiche Treue wie gegen König
und Fahne bewahrt der Soldat seinem

Sprüche.

So soll ich leben, daß ich hätte, wenn ich
scheide,
Gelebet mir zur Lust und andern nicht zu
Leide.

Im Sorgen und im Lieben
Soll'n fest zusammenstehn,
Die ein und aus hienieden
Durch eine Pforte gehn.

Bessarabien. Ueber Bessarabien schreiben die Nachrichten des ukrainischen Pressbüreaus: Der Name Bessarabien wird immer häufiger genannt, und zwar nicht nur in den Generalstabsberichten; er bildet seit einiger Zeit Gegenstand heftiger Diskussion in der rumänischen Kammer. Diese russische Provinz, der zweifellos beschrieben ist, noch lange die öffentliche Meinung Europas zu beschäftigen, stand wie manche andere vermeintlich „russische Provinzen“ bloß 100 Jahre (seit 1812) unter der Herrschaft der Zaren. Im 7. Jahrhundert vor Christi bewohnten dieses Land Scythen; von deren Zeit sprechen noch die sogenannten „Hundert Gräber“ (Hügel) längs des Pruthflusses. Auch den Phöniziern, war Bessarabien bekannt. Im 6. Jahrhundert gründeten sie an der Stelle des heutigen Altarmans ihre Kolonie Ossijsa. Bereits in dieser Zeit bezog Griechenland von hier aus Brot und Holz. Im 4. Jahrhundert finden wir schon hier Dacier, welche 106 n. Chr. durch Trojanus unterjocht wurden. Ihr Land bildete die römische Provinz Dacien. Aus dieser Zeit stammen die sogenannten Trojanuswälle, welche noch heute im südlichen Teile des Landes zu finden sind. Aus der Verschmelzung der einheimischen Bevölkerung mit den hereinziehenden römischen Kolonisten bildete sich, wie man annimmt, die rumänische Rasse. Seit dem 3. Jahrhundert wurde Bessarabien in den Strom der großen Völkerwanderung hineingezogen. Es durchzogen nacheinander das Land Goten, Hunnen, Anten, Bulgaren und endlich Slawen, welche letztere bereits die ruthenischen Chronisten erwähnen. Diese slawischen Völker (Ukräthen und Tiverzen) wurden von den ruthenischen Fürsten besiegt und unterjocht. Sie fanden sich auch im Heere des Ruthenensfürsten Oleg bei seinem berühmten Feldzuge nach Konstantinopel (908). In späterer Zeit (bis 13. Jahrhundert) wurde Bessarabien zum Schauplatz der mongolischen Invasion. Im 13. Jahrhundert bilden Bessarabien und das heutige Rumänien eine Reihe von Fürstentümern (Wanaten); eins von ihnen bekommt den Namen Bessarabien. In der Mitte des 14. Jahrhunderts kommt dieses Land in den Verband des moldauischen Fürstentums, welches im 16. Jahrhundert unter die Herrschaft der Türkei fiel. Erst 1812 wurde Bessarabien russisch. Bereits 1828 wurde der Schatten der Selbstverwaltung der neuen Provinz vernichtet, 1854 dort auch die allgemeinen Grundsätze

der Gouvernementsverwaltung eingeführt. Das Gouvernement Bessarabien hat 456 230 Quadratkilometer und (1900) 2 441 200 Einwohner, davon in den Städten 357 800. Die Hälfte der Bewohner bilden die Rumänen (48 Prozent) nach ihnen kommen die Ukrainer (19,6 Prozent), Juden (12 Prozent), Russen (8,4 Prozent), Bulgaren (5 Prozent), Deutsche und Türken (je 3 Prozent) usw. Die Ukrainer sind in zwei Bezirken, Chotyn und Bender, in der Mehrheit. Von der ganzen Fläche bebauungsfähigen Bodens — 38 348 224 Desjantinen (1 Desjantine = 1,09 Hektar) — war 1905 43,2 Prozent in den Händen



Gustav Falke,
einer unserer größten lebenden Dichter, welcher im Alter von
63 Jahren in Grohborstel bei Hamburg gestorben ist.

von Privatbesitzern, 48,6 Prozent in denen der Bauern (Madjelland) und 8,2 Prozent in denen des Staates, der Kirche und der verschiedenen Institutionen. Von dem Privatbesitz gehörten den Bauern 318 000 Desjantinen. Jede Bauernwirtschaft hat durchschnittlich je 6,5 Desjantinen. Jedoch besitzlose Bauern gibt es hier mehr als irgendwo anders in Rußland, nämlich 23 Prozent. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Landwirtschaft (70 Prozent der Bevölkerung). Der Ertrag des Brotgetreides war 1910 157 Millionen Pud, des Hafers 4,5 Millionen und der Kartoffeln 7,4 Millionen. In der Kultur des Mais und der Weintraube nimmt Bessarabien den ersten Platz in Rußland ein. Bei einer mittleren Ernte kann Bessarabien nach der Deckung des Bedarfs der eigenen Bevölkerung 100 Millionen Pud Getreide exportieren.

Aus der Schule. Lehrer: „Weshalb bist du zu spät gekommen, Müller?“ — Müller: „Unsere Uhr ging nicht richtig.“ — Lehrer: „Und du, Meier?“ — Meier: „Ich konnte meine Bücher nicht finden.“ — Lehrer: „Und du, Lehmann?“ — Lehmann: „Ich hatte Nasenbluten.“ — Lehrer: „Und du, Schulze?“ — Dieser fängt zu weinen an. Lehrer: „Weshalb weinst du denn?“ — Schulze: „Ja, die anderen haben schon alles gesagt, nun weiß ich nichts mehr.“

Feldbrief. „Dö Wurcht, mein lieber Schorcht, die ich voll Inbrunst ans Herz druck', is von deine Lieblingsfau, der ich's vorm Schlachten no' versprochen hab', daß i dir von ihr an Andenken schick'. Dös Sauerkraut, das i dir ja nöl schicken kann, wärm' i dir auf d' Nacht immer auf, daß dir nachher, wannst ham kummt, recht guat schmecken tut! Wann dir was passiert oder wann's dich gar derschließen, schreib mir glei — — —“

Siegeszulage. „Denken Sie sich nur, heute hat unsere Köchin zehn Mark mehr Lohn verlangt, weil ihr Schatz mit bei Belgrad war!“

Freundlich. Frau: „Aber Mann, du wirst doch den alten Rod nicht mehr anziehen, der steht zu toll aus!“ — Mann: „Daß mich nur, Frauchen, ich hänge einmal am Alten, des halb hänge ich ja auch so an dir!“

Schäste Zerstreung. „Ich sage Ihnen, ich habe viele zerstreute Leute kennen gelernt... aber jemand wie diesen flüchtig gegangenen Schorner noch nicht!“ — „Wieso?“ — „Ja, denken Sie, richtet der alles zum Durchbrennen — brennt wirklich durch — und wie man ihn steckbrieflich attrapiert, zeigt sich, daß er in seiner Zerstretheit die Kasse mitzunehmen vergaß!“

Entschuldigung. Herr (einer Dame auf den Fuß tretend): „Verzeihung, meine Gnädige, bitte, nehmen Sie es für einen Händedruck!“

Vereinfachung. „Herr Doktor, Sie haben mir vierzig Bäder von 25 Grad verordnet — kann ich nicht auch zwanzig zu 50 Grad nehmen?“

Abkühlung. Badfisch (schwärmerisch): „Ach, Mutter, ich möchte höher hinaus! Ich will über den gewöhnlichen Menschen stehen und mich betätigen in freien, lustigen Räumen!“ — Mutter: „Das trifft sich ja gut, Elsa! Dann bitte, steig' doch mal hier auf diese Treppenleiter und mach' die neugewaschenen Gardinen auf!“

Rätsel.

Was ich mit kunstgerechter Hand
Anfertige aus Holz und Bein,
Dem wird viel Lob oft zuerkannt
Von Alt und Jung, von Groß und Klein,
Doch werd' ich selbst von dir gemacht
In irgend einer Letztion,
Dann wirst du tüchtig ausgelacht
Und folgst wohl Strafe noch dem Hohn.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Nachlicht.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten,
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur
E. Kellen, Bredeneu (Ruhr). Gedruckt u. heraus-
gegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).